



CURSED

The background of the book cover is a warm, golden-hued photograph. In the foreground, a man's torso and arms are visible; he is wearing a white t-shirt and dark suspenders. In the mid-ground, a wooden fence separates a field of dark-colored cows from the viewer. In the background, a large wooden windmill stands against a hazy, sunlit sky. The overall atmosphere is romantic and rustic.

*Liebe kennt
keine Angst*

Andrew Grey



CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) August 2015

Für die Originalausgabe:

© 2010 by Andrew Grey

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»Love Means... No Fear«

Originalverlag:

Published by Arrangement with Dreamspinner Press LLC, 5032
Capital Circle SW, Ste 2, PMB# 279, Tallahassee, FL 32305-7886

USA

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2015 by Cursed Verlag

Inh. Julia Schwenk

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration
vermittelt durch Shutterstock LLC

Satz & Layout: Cursed Verlag

Covergestaltung: Hannelore Nistor

ISBN-13(Print): 978-3-95823-023-1

Besuchen Sie uns im Internet:

www.cursed-verlag.de

Andrew Grey

Liebe kennt
keine Angst

Aus dem Englischen
von Uta Stanek

Liebe Leserin, lieber Leser,

vielen Dank, dass Sie dieses eBook gekauft haben! Damit unterstützen Sie vor allem den Autor des Buches und zeigen Ihre Wertschätzung gegenüber seiner Arbeit. Außerdem schaffen Sie dadurch die Grundlage für viele weitere Romane des Autors und aus unserem Verlag, mit denen wir Sie auch in Zukunft erfreuen möchten.

Vielen Dank!

Ihr Cursed-Team

Klappentext:

Nachdem Eli die Amish-Gemeinschaft verlassen hat, zieht es auch seinen jüngeren Bruder Jonah in die große, weite Welt. Doch als Jonah Eli auf seiner Farm besucht, wird er mit Dingen konfrontiert, die sein konservatives Weltbild gehörig ins Wanken bringen: Nicht nur, dass sein Bruder ein Sodomit ist und mit seinem Partner zusammen die Farm leitet, Jonah entdeckt selbst Gefühle für einen Mann – Gefühle, die er nicht haben dürfte...

Widmung

Für Lynn West, meine Lektorin und Partnerin bei diesen Abenteuern. Ich bin vielleicht derjenige, der sich diese Geschichten ausdenkt und sie aufschreibt, aber sie perfektioniert sie, sodass sie mit Freude und Genuss gelesen werden können. Ohne sie gäbe es keine Andrew-Grey-Geschichte, die in Druck gehen könnte. Danke dir für alles.

Kapitel 1

»Kommst du heute Abend mit?«, fragte eine heitere Stimme aus Richtung seines Türrahmens. Raine sah von seinem Computer auf und erwiderte Jeremys Grinsen – einer seiner jungen und enthusiastischen Manager. Gott, er liebte es, in einem schwulen Büro zu arbeiten. Das große, spießige Unternehmen zu verlassen und diesen Job bei einem Stoffhersteller anzunehmen, war das Beste, was er je getan hatte. Die meisten Mitarbeiter waren schwul; Scheiße, sogar die Eigentümer waren schwul. Dadurch war die Zusammenarbeit entspannt und es gab immer viel aus der Szene zu berichten. »Wir marschieren alle zusammen bei der Parade mit.« Der Kleine hatte so viel Energie, dass Raine sich unwillkürlich fragte, wie er wohl im Bett war. Vielleicht könnte er einen Teil dieser jugendlichen Energie in etwas Gutes umwandeln. »Scotty hat sogar ein Banner gemacht.« Jeremy ließ seine Arme über seinem Kopf durch die Luft sausen. »Da drauf steht: *Gay Accountants... Don't be Accrual*. Verstanden? Das spielt auf Elvis' *Don't be Cruel* an.« Jeremys Grinsen wurde noch breiter.

Er wollte dem Kleinen nicht in die Parade fahren – wortwörtlich –, aber der Spruch war schlecht, wirklich schlecht, Raine konnte allerdings sowieso nicht anders, als zu lachen. »Ja, ich geh auch hin.« Raine versuchte, sich auf die letzten notwendigen Eintragungen zu konzentrieren. »Ich muss das hier nur noch schnell fertig machen« – er klickte auf ein paar Buttons, ehe er auf *Speichern* drückte – »so, und das. Fertig. Gehen wir die Sau rauslassen.« Er schaltete seinen Computer aus, schob den Stuhl zurück, stand auf und ging auf die Tür zu.

»Ich liebe die Gay-Pride-Woche.« Auf dem ganzen Weg zu der Stelle, wo sich die anderen Jungs versammelt hatten, um sich endlich voller Elan in die Party zu stürzen, hüpfte Jeremy praktisch neben ihm her. »Ich kann nicht glauben, dass die Parade direkt vor unserem Gebäude entlangläuft. Das ist so cool!«

Als sie sich der Gruppe näherten, sah er, dass sich bereits einige der Mitarbeiter für die Parade umgezogen hatten. »Als was gehst du?«, fragte Raine, als er auf einen der Jungs zutrat, der in einem Kostüm steckte.

»Ich bin der junge Elvis«, antwortete Dexter, »und Harvey ist der alte Elvis.« Raine entdeckte den anderen Mann, der sich ihnen in einem Fatsuit mit riesigem Gürtel, paillettenbesetzten Hosen, Hemd und sogar mit einem Cape näherte.

»Sie haben auch versucht, für den toten Elvis an einen Sarg zu kommen«, warf Davis schmunzelnd ein, »aber wir haben einstimmig beschlossen, dass das sogar für uns zu geschmacklos ist.« Die Gruppe lachte und steuerte die Fahrstühle an. »Aber wir haben einen der Kerle aus der Buchhaltung dazu gekriegt, als Army Elvis zu gehen.« Himmel, nur ein Haufen schwuler Jungs schaffte es, wirklich alles aus einem Thema – egal welchem – bis zum Erbrechen rauszupressen.

Als sich die Türen des Fahrstuhls öffneten, gesellte sich in der Tat ein Army Elvis zu ihnen – gefolgt von einem hawaiianischen Elvis und sogar einem Teddybär-Elvis, der in einem Ganzkörper-Bärenkostüm steckte – Gott sei Dank ohne Kopf –, komplettiert mit Elvishosen, einem Gürtel und einem Paddle, auf dem stand: *Don't be Cruel*.

»Frag nicht. Das willst du nicht wissen«, witzelte Jeremy neben ihm, als sie sich allesamt in den Fahrstuhl drängten, um nach unten in die Lobby zu fahren.

Als sie dort ankamen, fielen Raine die Blicke der anderen Büromitarbeiter in ihren Businessanzügen mit Krawatte auf. Sie schüttelten die Köpfe, verbargen den Mund hinter ihren Händen und das eine oder andere laute Lachen begrüßte sie, während sie durch die Lobby auf die Straße strömten. »Geht ihr eure anderen Elvisse suchen und habt Spaß«, rief Raine, während sie den überfüllten Bürgersteig zu der Stelle entlanggingen, an der die Parade starten würde.

»Du marschierst nicht mit?« Jeremy sah zu ihm hoch. Seine Unterlippe schob sich zu einem bezaubernden Schmollen vor. »Ich hatte gehofft, wir könnten gemeinsam marschieren.«

Tja, verdammt, das ging schon einiges über einen Flirt hinaus. Scheiße, das war fast schon eine Einladung mit Siegel, und beinahe hätte er sie angenommen. Verflucht, vor ein paar Monaten noch hätte er sie ohne zu zögern angenommen.

»Nein, geh du ruhig mit den anderen mit, wenn du willst. Ich treffe mich mit ein paar Freunden und wir schauen uns zusammen die Parade an. Allerdings kannst du gerne zu uns stoßen, wenn du willst.« Jeremy sah zu ihm hoch und dann zu den anderen hinüber, während er zu entscheiden versuchte, was er tun wollte. »Schon okay. Geh zu ihnen und vergnügt euch.« Raine lächelte und Jeremy sprang hinter den Elvissen her. Eine Sekunde lang schaute Raine ihm nach, ehe er weiter die Straße hinunterging.

Sein Handy, das *Celebration* spielte, ließ ihn innehalten. Er zog es aus seiner Tasche und warf einen Blick aufs Display. »Hey, Geoff.«

»Himmel, wo steckst du?«

»Es ist Pride-Wochenende und ich treffe mich mit ein paar Freunden auf der Parade. Du und Eli solltet nächstes Jahr mal vorbeischauen. Das wäre ein Riesenspaß.«

Er konnte Geoff durch die Leitung lachen hören. »Kannst du dir Eli auf einer Gay-Pride-Parade vorstellen?«

Für den Bruchteil einer Sekunde dachte Raine darüber nach, dann fing er zu lachen an. »Nein, schätze nicht, obwohl es in diesem Jahr tatsächlich sogar Pferde gibt.«

»Echte oder nur zwei Männer, die sich einander unter einem Pferdekostüm näherkommen?«

»Eigentlich beides.« Raines Lachen wurde lauter, während er weiterging und seine Freunde ausmachte. Er winkte ihnen zu, um sie wissen zu lassen, dass er sie gesehen hatte. »Aber es gibt auch echte Pferde. Irgendein schwules Poloteam oder so. Aber ernsthaft, ihr zwei solltet mal auf einen Besuch vorbeikommen. Ich würde mich freuen, euch zu sehen.«

»Machen wir«, antwortete Geoff, »und du weißt, dass du jederzeit herkommen kannst, wenn du mal etwas Ruhe und Frieden brauchst oder das Bedürfnis hast, etwas Scheiße zu schaufeln.«

»Und davon habt ihr ja 'ne Menge.« Raine konnte hören, wie eine Band zu spielen begann. »Ich muss los, die Parade fängt an. War schön, mal wieder was von dir zu hören. Ich ruf dich nächste Woche an, dann finden wir einen guten Termin für einen Besuch.«

»Dann bis bald.« Geoff legte auf.

Raine klappte das Handy zu und schob es zurück in seine Tasche, ehe er sich zu seinen Freunden an den Tisch gesellte. Er hob das Bier, das sie für ihn mitbestellt hatten, und sie sprachen einen Toast auf die Freundschaft, *Pride* und auf all die Männer, von denen sie erwarteten, dass Raine sie innerhalb der nächsten zwei Tage flachlegen würde.

Die anderen waren alle in langfristigen Beziehungen, also lebten sie indirekt durch Raine, da er der einzige Single der Gruppe war. Gott, er liebte dieses Wochenende. Er trank einen Schluck von seinem Bier, um seine Kehle zu befeuchten, und fiel in die Unterhaltung ein, die sie fünf mit Lichtgeschwindigkeit führten.

Als der erste Festzugswagen vorbeifuhr, erstarb das Gespräch und alles drehte sich nur noch um die Perlen. Auch wenn das hier nicht *Mardi Gras* in New Orleans war, so war es doch definitiv das schwule Pendant dazu. Man stelle zwanzigtausend schwule Männer auf einen begrenzten Platz, werfe funkelnde Perlen auf sie, vermische das Ganze mit Alkohol und man hatte das Rezept für ein einziges Chaos. Die Leute auf den Festwagen warfen eine Handvoll Perlen nach der anderen in die Menge und – natürlich – je weniger man anhatte, desto mehr Perlen bekam man auch.

»Schau mal da rüber«, sagte Don und deutete auf einen Jungen, der aussah wie aus einer Studentenverbindung, mit Poloshirt und Chinohose. Selbstverständlich flog das Shirt davon, entblößte eine gebräunte Brust, und dann wurde die Hose hinuntergeschoben und erlaubte der Welt einen Blick auf nahezu alles, was der liebe Gott ihm gegeben hatte. »Tja, das ist doch mal 'n Anblick.«

Sein Partner, Chuck, schlug ihm auf den Arm. »Pass auf, dass dir nicht die Augen aus dem Kopf fallen.«

»Ich kann doch gucken. Immerhin zeigt er's jedem.« Spöttisch zog Don einen Schmolmund und legte dann einen Arm um die Schultern seines Liebhabers, mit dem er seit mehr als dreißig Jahren zusammen war.

Nachsichtig schüttelte Chuck den Kopf. »Na los, hol dir selbst ein paar Perlen.« Chuck scheuchte seinen Freund vom Tisch. »Aber denk nicht mal dran, dafür deine Hose fallen zu lassen.«

»Hey!«, antwortete Don schnell. »Ich frage mich, ob sie mir Perlen geben, damit ich meine Hose anlasse.«

»So redet ein Gewinner!«, witzelte Chuck, während er sein Glas erhob.

Don packte Raine am Ellbogen und bugsierte sie beide durch die Menge. Der Mann war ein Ass darin, sich die verdammten Perlen zu schnappen. Er suchte sich einen Weg bis ganz nach vorne und fing sie direkt aus der Luft auf. Don mochte zwar an die sechzig sein, war jedoch groß und hatte gute Reflexe. Die kleinen Jungs hatten gegen ihn keine Chance. Die Parade ging weiter, in der Mitte marschierten die Buchhalter-Elvisse vorbei, winkten und warfen einen Perlenhagel in ihre Richtung, als sie an ihnen vorbeikamen. Am Ende der Parade hatten sie beide gefühlt hunderte von Perlenketten um ihre Hälse gelegt.

Lachend und scherzend kehrten sie an ihren Tisch zurück und teilten ihre Beute und eine weitere Runde Getränke mit ihren Freunden.

»Wir sollten langsam los«, meinte Bob, als er und sein Partner Charlie aufstanden. »Jetzt, da die Parade vorbei ist, fangen die Kids ernsthaft an, sich zu betrinken. Wir müssen nicht unbedingt dabei zuschauen.«

Chuck und Don erhoben sich ebenfalls. Bevor sie durch die herumschwirrende Menge zu ihren Autos zurückkehrten, umarmten sie einander noch.

Im Juni reichten die Nächte in Chicago von Backofenhitze bis hin zu Zähneklappern, doch heute Abend war es absolut perfekt. Unsicher, was er tun wollte, wanderte Raine über den Bürgersteig und fing hier und da den Blick eines anderen auf.

Zweimal dachte er ernsthaft darüber nach, das fortzusetzen, entschied sich aber dagegen, wenigstens für den Moment. Ein paar Mal entdeckte er die Männer von der Arbeit, die immer noch in ihren Kostümen steckten und einen Riesenspaß zu haben schienen. Er wusste, dass er sich zu ihnen gesellen könnte, aber danach war ihm nicht.

Nach Mitternacht fand Raine sich auf dem Weg zu seinem Auto wieder, als eine Gruppe halbbetrunkener, halbbekleideter Jungs über den Bürgersteig auf ihn zukam. Sie sangen aus voller Kehle und nahmen auf ihrem Weg alles und jeden mit sich. Um der Masse betrunkenen Menschen auszuweichen, rettete Raine sich zwischen zwei Clubs und beschloss, eine schnelle Abkürzung durch die Seitenstraße zu nehmen.

Raine konnte sein Auto bereits sehen, das perfekt eingeparkt auf einem gebührenpflichtigen Parkplatz stand – dankeschön, Parkplatz-Karma –, als ihn jemand an den Perlenketten um seinen Hals zurückriss. Keuchend und hustend stolperte er rückwärts, während er versuchte, auf den Beinen zu bleiben, und gleichzeitig weiter zwischen die geschlossenen Läden gezogen wurde.

»Was zum Teufel –?«

Bevor er noch etwas sagen konnte, landete eine Faust in seiner Seite und schickte Schmerz zu seiner Hüfte hinunter und fast seinen ganzen Arm entlang. Ehe Raine überhaupt denken, geschweige denn sich bewegen konnte, wirbelten ihn raue Hände herum und eine Faust versenkte sich hart in seinem Magen. Er fiel zu Boden, begann zu würgen und übergab sich auf den Bürgersteig, als sich ein Fuß in seine Seite bohrte.

»Scheißschwuchteln, wann werdet ihr's endlich lernen!«

Ein weiterer Tritt fand sein Ziel. Es steckte genug Kraft dahinter, um ihn vom Boden hochzuheben. Mit einem Plumps landete Raine wieder auf dem Beton, rollte sich über den Boden und schützte mit Armen und Händen sein Gesicht, während er sein Bestes gab, um sich zu einer Kugel zusammenzurollen. Noch immer würgte er und rang nach Luft.

»Lass ihn!«, rief jemand. Ein weiterer Tritt traf ihn am Arm und Raine hörte, wie etwas knackste, dann türmte sich der Schmerz auf.

Schritte entfernten sich eilig. »Denk dran, Schwuchtel, du hast nur bekommen, was du verdienst!« Raine spürte, wie seine Hand leicht zur Seite geschoben wurde, und sah, wie sein Angreifer vor ihm in die Hocke ging. Wie aus dem Nichts erschien ein Springmesser.

»Da kommt wer!«, rief die andere Stimme wieder und Raine ließ seinen Kopf auf dem Bürgersteig ruhen. Es tat zu sehr weh ihn anzuheben. Er erwartete, jede Sekunde das Messer zu spüren, und wappnete sich dafür. Stattdessen griff eine Hand in seine Tasche und dann hörte er, wie jemand wegrannte. Raine stieß die Luft aus seinen Lungen. Keuchend versuchte er, wieder einzuatmen, während er dalag und die Kälte des Betons in seinen Körper eindringen ließ. Wenigstens betäubte sie etwas von dem Schmerz.

Schatten zogen vor ihm entlang und Raine griff nach ihnen, versuchte, sie zu packen, aber sie glitten ihm durch die Finger. Er bekam kaum Luft in seine Lungen und Sprechen stand völlig außer Frage, also blieb er einfach nur liegen und wartete.

Als er erneut Schritte hörte, verkrampften sich Raines Muskeln und Schmerz schoss vom Kopf bis zu den Füßen durch seinen Körper. In Erwartung eines weiteren Tritts zuckte er zusammen, als ihn eine Hand an der Schulter berührte.

»Ruf einen Krankenwagen!« Noch mehr Schritte und dann sagte eine Stimme nahe seines Gesichts: »Hilfe ist unterwegs.« Etwas Warmes glitt über ihn und etwas von der Kälte verschwand. Schließlich schloss er die Augen und ließ sich von der drohenden Schwärze davontragen.

Die Dinge schienen am Rand seiner Wahrnehmung zu passieren. Leute tauchten auf, sprachen leise miteinander und dann schien der Schmerz zu verblassen und sein Verstand dahinzuschweben. Vielleicht war er tot und auf dem Weg in den Himmel. Raine wusste es nicht und es interessierte ihn nicht. Alles, was er wusste, war, dass er schlafen konnte, weil seine Muskeln ihre Anspannung verloren. Dann schwebte er und glitt durch die Luft, als würde er auf einem fliegenden Teppich liegen.

»Können Sie uns hören?« Die Stimme klang, als wäre sie unter Wasser. Raine versuchte zu antworten, aber sein Kopf rührte sich nicht und er bekam nicht genug Luft, um zu sprechen. Letztendlich bewegte er seine Lippen ein wenig und ließ sich von dem fliegenden Teppich hinfliegen, wohin er wollte.

Die Leute und Stimmen schienen mal stärker da zu sein, mal schwächer und er kam sich vor, als wäre er in einem gigantischen Swimmingpool gelandet. Manchmal erreichte er beinahe die Oberfläche, sodass die Stimmen lauter wurden und er sie fast verstehen konnte, doch dann sank er wieder nach unten und sie verblassten erneut. Immer und immer wieder schwamm er auf die Oberfläche zu, schien sie jedoch nicht ganz erreichen zu können. Als er schon fast so weit war, vor Müdigkeit und Erschöpfung aufzugeben, unternahm er einen letzten Versuch und durchbrach hustend und keuchend die Oberfläche. Seine Lungen schienen immer noch mit Wasser gefüllt.

»Ganz ruhig, mein Lieber, es ist alles gut.« Er spürte eine Hand auf seiner Schulter. »Wir müssen nur den Atemschlauch entfernen.« Er fühlte sich, als würde er sich gleich übergeben müssen. Dann stabilisierten Hände ihn an der Schulter und etwas Langes und Schleimiges glitt aus seinem Mund. Er holte tief Luft und Schmerz explodierte in seiner Brust, als wäre jemand auf seinen Körper gesprungen. »Es ist alles gut, mein Lieber. Entspannen Sie sich einfach und atmen Sie gleichmäßig.« Das war dieselbe Stimme, ruhig und süß, beinahe wie die seiner Mutter.

Als er seine Lider anheben wollte, rieben sie über seine Augen, und er kniff sie wieder zu. Er versuchte es noch mal. Dieses Mal fühlten sie sich weniger wie Sandpapier an und er öffnete sie, weil er neugierig war, wer der Engel mit der süßen Stimme war. Der Raum war verschwommen, genau wie sie, doch nach ein paar Sekunden klärte sich seine Sicht und er konnte eine große, schwarze Frau sehen, die ihn durch den Nebel hindurch anlächelte.

»Wer?«

»Versuchen Sie nicht zu sprechen, mein Lieber«, beruhigte sie ihn und drückte ihm eine Maske aufs Gesicht. »Die hier wird Ihnen dabei helfen, besser Luft zu bekommen, also entspannen Sie sich einfach. Ihr hübscher Freund ist vor ein paar Minuten rausgegangen, aber er kommt gleich zurück.« Sie ging ums Bett herum und er folgte ihr mit Blicken. »Auf einer Skala von eins bis zehn: Wie stark sind Ihre Schmerzen?«

Das musste die dämlichste Frage sein, die ihm je untergekommen war. Sein ganzer Körper schmerzte und pochte, das Atmen tat weh und – lieber Himmel – jede Menge Scheiß war überall an ihm befestigt... *überall*.

»Zehn«, hörte er sich murmeln und sie wirbelte noch etwas um ihn herum.

»Haben Sie es warm genug?«

Raine murmelte etwas, von dem er glaubte, dass es wie ein Ja klang, und dann begann der Schmerz zu verblassen und sein Verstand zu fliegen, aber wen interessierte das schon? Raine schloss die Augen und die Frau mit der süßen Stimme verschwand und wurde durch die Leere und Wärme des Schlafs ersetzt.

Als er erneut aufwachte, sein Mund so trocken wie die Sahara, war es im Zimmer und hinter den Fenstern dunkel. Raine schaute sich im Zimmer um und erkannte eine dunkle Gestalt, die auf etwas unter dem Fenster zusammengerollt lag, das so was Ähnliches wie ein Sofa zu sein schien. Das musste der Freund sein, den die Schwester erwähnt hatte, obwohl er keine Ahnung hatte, wer das sein konnte. Wenigstens fiel ihm das Atmen leichter, obwohl sich der Rest von ihm anfühlte, als hätte er drei Runden gegen einen Baseballschläger bestanden. Neben seinem Bett fand er einen Knopf und betätigte ihn, in der Hoffnung, dass er etwas Wasser bekommen könnte. Die Krankenschwester stürmte herein und nahm eine Tasse zur Hand, ehe sie die Maske anhub und den Strohhalm an seine Lippen hielt. »Nicht zu viel«, mahnte sie.

Raine trank etwas, schluckte behutsam, ehe er noch mehr trank. Wieder wurden seine Augen schwer und er schloss sie für einen Moment.

Wenigstens kam es ihm wie ein Moment vor. Jetzt war es im Zimmer hell und die Sonne schien durchs Fenster. Raine drehte leicht den Kopf und erkannte die Gestalt immer noch auf dem Sofa eingerollt. Während er sie beobachtete, regte sie sich, streckte sich und setzte sich dann auf.

»Geoff«, versuchte er zu sagen, aber er war nicht sicher, ob mit der Maske über einem Teil seines Gesichts irgendetwas herauskam.

»Schon okay, Raine. Ich bin hier.« Eine warme Hand glitt in seine.

»Wie bist du hergekommen?« Er sprach langsam, in der Hoffnung, dass er ihn verstand.

»Die Polizei hat mich angerufen. Du hattest keine Papiere zur Identifizierung dabei und meine Nummer war die letzte, die in deinem Handy eingespeichert war.«

»Aber warum?« Er wollte fragen, warum Geoff hier war, doch Sprechen war zu anstrengend, also ließ er es bleiben. Sein Freund war hier und das war alles, was zählte. Geoff würde immer noch ihm sehen, egal, was kam.

»Ich konnte nicht wegbleiben.« Geoffs Finger drückten seine Hand und Raine drückte zurück, während er sich auf dem Kissen zurechtrückte.

»Wie lange?«, murmelte er fast wie zu sich selbst, da er keine Ahnung hatte, wie lange er schon hier oder was heute überhaupt für ein Tag war.

»Heute ist Dienstag«, sagte Geoff leise. Er war Freitagnacht bei der Pride-Parade gewesen. Drei Tage – er hatte komplette drei Tage verloren. Raine rutschte herum, als der Schmerz sich wieder meldete. Geoff musste es ebenfalls bemerkt haben, weil er beruhigend sagte: »Ganz ruhig, ich hole die Schwester.«

Die Hand glitt aus seiner und dann war Geoff verschwunden, nur um gleich darauf mit einer Krankenschwester im Schlepptau zurückzukehren. »Sieht aus, als wären Sie wach.« Ein paar Minuten verbrachte sie damit, die Maschinen und Schläuche zu überprüfen, dann beruhigte sich der Schmerz wieder. »Wie steht's mit Ihrer Atmung?« Sie hob die Maske an und Raine nahm einen regulären Atemzug.

»Ich wechsele die aus, damit Sie besser reden können.« Sie platzierte einen Schlauch unter seiner Nase und schob ihm die Maske über den Kopf. »Wie ist das?«

»Gut«, raunte er.

»Der Arzt wird bald hier sein und wenn er sein Einverständnis gibt, gibt es für Sie Frühstück.«

»Danke.« Wenigstens hatte Raine das sagen wollen.

»Gern geschehen, mein Lieber.« Sie zupfte seine Kissen zurecht und verschwand dann.

Langsam ließ Raine seinen Kopf über das aufgeschlagene Kissen rollen und schaute zu seinem Freund hoch. »Was ist mit mir passiert?«

»Erinnerst du dich nicht?«, antwortete Geoff in besorgtem Tonfall.

»Ich erinnere mich daran, verprügelt worden zu sein, aber das ist alles.« Etwas von der Wut, die er fühlte, musste an die Oberfläche gedrungen sein, denn Geoff nahm erneut seine Hand. »Haben sie gesagt, was mit mir los ist?«

»Du wurdest wegen eines Milzrisses operiert. Glücklicherweise war das alles. Eine deiner Nieren hat etwas abbekommen, aber sie glauben, dass das wieder heilen wird. Davon abgesehen hattest du ziemliches Glück. Ein paar deiner Rippen sind gebrochen, genau wie dein linker Arm. Du siehst ziemlich zerschrammt aus, aber irgendwie hast du es geschafft, dein Gesicht vor ihnen zu schützen.«

Tja, das war wenigstens ein Segen. Raine lagen noch mehr Fragen auf der Zunge, als der Doktor den Raum betrat und die Vorhänge um das Bett herum zuzog. »Mr. Baumer, ich bin Dr. Pasch.« Er griff nach der Patientenakte und blätterte durch die Papiere. »Sieht aus, als würde es Ihnen besser gehen. Haben Sie Probleme beim Atmen?«

»Nur, wenn ich tief Luft hole«, antwortete Raine und achtete darauf, es nicht zu demonstrieren.

»Gut.« Der Mann schaute kaum von der Akte auf. »Sieht aus, als hätten Sie noch Schmerzen. Das könnte die nächsten paar Tage anhalten, sollte dann jedoch weniger werden.« Er legte die Akte auf die Ablage neben dem Bett. »Ich würde Sie gerne kurz durchchecken und dann ihre Lungen abhören. Als man Sie hergebracht hat, hatten Sie etwas Flüssigkeit darin.«

Er zog die Decke nach unten und tastete und drückte überall an Raine herum. Währenddessen nutzte Raine die Gelegenheit, um sich selbst in Augenschein zu nehmen, und war geschockt, dass seine Haut überall da, wo er sie sehen konnte, schwarz, blau, gelb, rot und lila schillerte.

»Heilige Scheiße!«, rief er aus, ehe er seinen Kopf zurück ins Kissen sinken ließ.

Die Finger des Arztes hielten inne. »Hat das wehgetan?«

»Sorry, nein. Hab nur gerade gesehen, was für ein einziger blauer Fleck ich bin.« Der Arzt berührte eine seiner Rippen und Raine schrie erneut auf. »Das hat jetzt wehgetan«, erklärte er, während er versuchte, sich davon abzuhalten, zu tief einzuatmen und sein Elend damit noch zu vergrößern. Schließlich zog der Arzt die Decke wieder über ihn.

»Bis jetzt scheint alles gut zu verheilen. Wir werden Sie noch etwa für eine weitere Woche hierbehalten, um sicherzugehen, dass alles seine Richtigkeit hat, und wenn es zu keiner Infektion kommt, sollten Sie nach Hause gehen können, solange es jemanden gibt, der Ihnen helfen kann.« Er stellte die Akte zurück in die Halterung und schob den Vorhang wieder in Position. »Sie können ein bisschen was essen, aber übertreiben Sie es nicht. Und draußen steht ein Polizist, der darauf wartet, mit Ihnen zu sprechen.«

»Oh, okay.« Raine war nicht sicher, dass er für so was schon bereit war.

»Ich bleibe hier.« Erneut nahm Geoff seine Hand. »Wahrscheinlich will er wissen, woran du dich noch erinnern kannst.«

»Ich schicke den Polizisten rein. Wählen Sie einfach die 700 für die Küche, dann wird Ihnen jemand was zu essen bringen.« Der Arzt sagte, dass er später noch mal nach ihm sehen würde, und verließ das Zimmer.

»Er ist ein echter Spaßvogel, was?«, witzelte Raine leichthin.

»Das ist die bissige Queen, die ich kenne. Dir muss es schon besser gehen.« Geoff hob das Telefon ab. »Ich ruf wegen deines Essens an, bevor der Polizist hereinkommt.«

Raine murmelte etwas und ließ seinen Kopf zurück ins Kissen sinken, dankbar, dass der Schmerz im Zaum gehalten wurde – zumindest für eine Weile. Sah aus, als würde er ein paar Tage im Krankenhaus bleiben müssen, und dann musste er jemanden finden, der bei ihm bleiben konnte. Geoff legte auf, setzte sich dann aufs Sofa und nahm ein Buch zur Hand, während Raine seine Augen erneut zufallen ließ.

»Weißt du, ob jemand bei mir auf der Arbeit Bescheid gesagt hat?« Raine unternahm nicht einmal den Versuch, seine Augen zu öffnen. Er hatte es bequem und das war alles, was er im Moment verlangen konnte.

»Das hab ich gemacht. Dein Boss hat vorbeigeschaut, als du noch bewusstlos warst. Er schien aufgebracht zu sein und hat mich gebeten, ihn anzurufen, falls irgendwas passiert. Er scheint ein wirklich netter Kerl zu sein. Eigentlich haben sogar ein paar Leute vorbeigeschaut, aber die Schwestern haben sie nicht zu dir gelassen. Scheint so, als wärest du immer noch ein ziemlich geselliger Mensch.«

»Mr. Abernathy hat mich besucht? Das ist schön.« Die Medizin schien erneut die Oberhand über ihn zu gewinnen und Raine wehrte sich nicht dagegen. Wenigstens tat ihm nichts weh, wenn er schlief. Als er seine Augen wieder öffnete, entdeckte Raine einen anderen Mann, der neben Geoff saß. Sie unterhielten sich leise miteinander.

»Ich bin Officer Clark vom Chicago PD.« Der riesige Mann stand auf und Raine wusste, dass er ihm komplett verfallen gewesen wäre, wenn er sich etwas besser gefühlt hätte. Er war genau sein Typ: groß, dunkel und lecker. »Ich habe nur ein paar Fragen an Sie.« Langsam nickte Raine. »Ich versuche zu helfen.«

»Gut.« Er schlug seinen Notizblock auf und fing zu schreiben an. »Haben Sie den Mann gesehen, der Sie angegriffen hat?«

»Ja.« Raine schloss die Augen wieder und das Gesicht des Mannes tauchte in seinem Kopf auf. »Ich dachte, er würde mich umbringen.« Raine erschauerte und wurde mit einem schmerzenden Stich in Brust und Seite belohnt. »Er hatte ein Messer und ich dachte, er würde mich jeden Augenblick abstechen. Er hat sich

neben mich gekniet, also hab ich ihn gut erkannt. Ich glaube, jemand, der vorbeigekommen ist, hat mir das Leben gerettet.« Seine Gedanken waren nicht gerade sehr zusammenhängend, aber er versuchte es.

»Wir haben am Tatort Fingerabdrücke genommen. Wenn ich Ihnen später ein paar Fotos zeige, meinen Sie, Sie können ihn identifizieren?«

»Ich werd's versuchen.« Raine spürte, wie seine Augen erneut schwer wurden. »Sie haben die ganze Zeit Beleidigungen von sich gegeben. Mich eine Schwuchtel genannt und so.«

»Sir, glauben Sie, dass die Tat von Hass motiviert war?«, fragte der Beamte vorsichtig.

Raine behielt seine Augen geschlossen. Das fühlte sich besser an. »Ja, das war sie definitiv. Und ich werde das auch so aussagen. Sie haben nach einer Schwuchtel gesucht, der sie eine Lektion erteilen konnten.«

»Wie viele waren es?«

»Ich bin nicht sicher, aber es war mehr als einer. So viel ist klar. Sie haben mich beschimpft, während sie mich getreten und geschlagen haben.« Raine spürte, wie ihm Tränen in die Augen traten. »Ich dachte wirklich, ich müsste sterben.«

»Ich weiß, und wir werden unser Bestes geben, diese Kerle zu schnappen.« Officer Clark klappte seinen Notizblock zu. »Ich lasse Sie sich jetzt ausruhen. In ein paar Tagen, wenn Sie sich besser fühlen, komme ich zurück und dann habe ich hoffentlich ein paar Neuigkeiten für Sie.« Er ging auf die Tür zu. »Haben Sie jemanden, der bei Ihnen bleiben kann, wenn Sie aus dem Krankenhaus entlassen werden? Nach so einer Attacke sollten Sie nicht allein sein.«

Raine lag bereits eine Antwort auf der Zunge, als Geoff sagte: »Wenn er entlassen wird, kommt er für eine Weile mit zu mir.« Geoff folgte dem Polizisten aus dem Zimmer und gab ihm allem Anschein nach ein paar zusätzliche Informationen. Raine ließ seine Augen wieder zufallen. Geoff würde auf ihn aufpassen; er würde sich keine Gedanken machen müssen.

Kapitel 2

Jonah erklomm die Steigung am anderen Ende des Felds, wo sich ein kleiner Felsvorsprung erhob, und schaute über die Hügel und Felder um sich herum. Das hier war sein liebster Platz auf der ganzen Welt.

»Jonah!«, hörte er eine vertraute Stimme aus der Entfernung rufen. Als er sich umwandte, erkannte er seinen Onkel, der auf ihn zukam. »Ich wusste, dass ich dich hier oben finden würde.« Der ältere Mann kam neben ihm zum Stehen und ließ ebenfalls seinen Blick schweifen. »Was an diesem Ausblick lässt dich nicht los?«

Leicht zuckte Jonah die Schultern. Er wollte nicht respektlos sein, aber darauf hatte er keine Antwort. Nichts in seinem relativ kurzen Leben hatte ihn auf die Gefühle vorbereitet, die er inzwischen seit einiger Zeit hatte. Jonah setzte seinen breitkrepigen Hut ab, wischte sich über die Stirn und ließ etwas von der Hitze auf seinem Kopf sich verflüchtigen. »Ich wünschte, ich wüsste es, Onkel. Ich wünsche wirklich, ich wüsste es.«

»Ich bin nicht blind, Jonah. Ich sehe, wie dein Blick manchmal abwesend wird, wie du aus dem Fenster schaust, wenn du glaubst, niemand sieht dir zu.« Eine starke Hand legte sich auf seine Schulter und drückte leicht. »Du siehst weg, in Richtung der anderen Welt, und du fragst dich, was es da draußen gibt.« Jonah wandte sich um, um seinem Onkel mit einer Mischung aus Erleichterung und Unglauben ins Gesicht zu sehen. Er lächelte, ehe er nachsichtig fortfuhr: »Ich war auch mal jung, Jonah. Ich erinnere mich, wie es ist, wenn man Fragen stellt. Wenn man neugierig auf den Rest der Welt ist.«

»Papa sagt, sie ist brutal und grausam.« Jonah wandte sich ab und schaute erneut über die Landschaft.

»Ich weiß. Das ist die Meinung deines Vaters, die er auch gerne haben kann. Mir hat sich die englische Welt laut und lärmend präsentiert, aber sie war auch voller liebevoller Menschen. Ich habe mich entschieden, zur Gemeinschaft zurückzukehren, genau wie dein Vater.«

»Eli ist nicht zurückgekommen«, bemerkte Jonah leise.

»Nein, ist er nicht. Und dein Bruder hatte gute Gründe, nicht zurückzukommen, dessen bin ich mir sicher. Nicht jeder kehrt nach seinem Jahr außerhalb der Gemeinschaft zurück. Die meisten schon, aber nicht alle.«

Jonah nahm einen tiefen Atemzug, hielt die Luft an und seufzte dann geräuschvoll. »Papa will, dass ich heirate.«

»Ich weiß. Ich weiß auch, dass dein Vater Angst hat.«

Überrascht flog Jonahs Kopf herum. Dass sein Vater vor irgendetwas Angst haben sollte, passte einfach nicht in sein Weltbild. Sein Vater war stark, energisch und übernahm Verantwortung. Er führte nicht nur seine Familie, sondern auch die Gemeinschaft, und achtete darauf, dass sie alle auf dem rechten Weg blieben. In ihrem kleinen Dorf war nur noch der Pfarrer wichtiger als sein Vater.

»Ja, dein Vater hat auch Ängste, genau wie jeder andere. Denk dran, er ist nicht nur dein Vater, sondern auch mein Bruder und ich kenne ihn schon sehr viel länger als du. Als Eli beschlossen hat, die Gemeinschaft zu verlassen, hat ihn das tief verletzt. Deine Mutter hat es kommen sehen, aber dein Vater nicht. Gott sei Dank hat Jeremiah letztes Jahr geheiratet und sein erster Enkel ist auf dem Weg – das hat die Angst etwas gemildert, aber sie ist immer noch da.«

»Angst vor was?«, wunderte sich Jonah.

»Vielleicht davor, dass du deinem Bruder folgen könntest.« Jonah öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch sein Onkel unterbrach ihn mit einem Kopfschütteln. »Sag nicht, dass du das nicht tun wirst, weil du das nicht wissen kannst. Aber ich denke, es ist an der Zeit, dass du es herausfindest.«

»Wird Papa zustimmen? Er sagt immer...«

»Ich werde mit ihm reden. Unser Jahr außerhalb der Gemeinschaft war wichtig für ihn und mich, einfach um zu erkennen, wie viel die Gemeinschaft zu geben hat, auch wenn er das vielleicht nicht zugeben will. Aber um das zu entscheiden, musst du sehen, was der Rest der Welt zu bieten hat. Das ist Teil des Erwachsenseins, sowohl in der Kirche als auch in der Gemeinschaft.«

Sein Onkel fuhr fort: »Du hast andere in deinem Alter gesehen, die Auto fahren, während wir in Kutschen unterwegs sind, die Handys benutzen, während uns Telefone nur fürs Geschäft erlaubt sind, die Elektrizität haben, während wir in unseren Häusern Lampen und Kerzen benutzen. Unser Leben ist hart, aber einfach und gut. Wir bleiben nah an unserem Land, während die Englischen da wegziehen. Ich sage nicht, dass unser Leben besser ist – das wäre hochmütig –, nur anders und du musst diese Unterschiede sehen.«

»Was soll ich tun?«

Ein Jahr weg: Darauf hatte er gewartet, sich sogar danach gesehen, doch er hatte nie davon zu träumen gewagt. Nachdem Eli die Gemeinschaft verlassen hatte, hatte Jeremiah danach gefragt und Papa hatte es ihm schlicht verweigert. Jeremiah hatte die Entscheidung akzeptiert und das war es gewesen. Jonah hatte nicht einmal zu hoffen gewagt, dass er die Chance bekommen würde, die Welt da draußen zu erkunden. Also kletterte er auf den Hügel, wann immer er die Gelegenheit dazu bekam, und beobachtete die vorbeifahrenden Autos auf der Straße darunter, die Traktoren, die die Felder pflügten, und nachts – wenn er sich rausschleichen konnte und es klar war – schaute er den anderen Kindern beim Baseballspielen auf der erleuchteten Raute zu. Er war nicht nah genug dran, um viele Details zu erkennen, aber ihm gefiel es, den in strahlenden Farben gekleideten Leuten beim Spielen zuzuschauen.

»Was willst du tun? An diesem Punkt kannst du ein paar deiner eigenen Entscheidungen treffen.« Sein Onkel legte die Hände auf seine Schultern und schaute ihm tief in die Augen. »Bis jetzt hat dein Vater alle großen Entscheidungen in deinem Leben für dich getroffen. Jetzt ist es an der Zeit, dass du lernst, deine eigenen zu treffen. Und bei den Englischen wirst du eine Menge Entscheidungen treffen müssen.«

Jonah wusste nicht, wie er darauf antworten sollte. Bis jetzt waren die einzigen Entscheidungen, die er treffen musste, ob er die Regeln befolgen oder es darauf ankommen lassen und herausfinden sollte, wie er sie umgehen konnte, ohne dabei erwischt zu werden.

Wie er sich kleidete, seine Arbeit, sogar was er tat, wenn er nicht arbeitete ... all das wurde ihm diktiert und für ihn entschieden. Er hatte nie viele bewusste Entscheidungen in seinem Leben getroffen. Andere hatten das für ihn gemacht. Nachdem Eli gegangen war, hatte sogar sein Onkel beschlossen, dass Jonah ihm stattdessen in der Bäckerei helfen sollte. »Kann ich dahin gehen, wo Eli lebt?«

»Wenn du das willst?«

»Ja, aber ich weiß nicht, wo das ist. Niemand weiß das. Er spricht nie darüber, wenn er uns besucht, außer dass sie Pferde und Vieh haben und dass sie Menschen dabei helfen, sich von Verletzungen zu erholen.«

Sein Onkel ließ seine Hände an seinen Seiten hinunterfallen und Jonah wartete, während nun sein Onkel in Richtung Horizont schaute. »Ich weiß, wo er lebt. Ich weiß es schon seit einer Weile. Ich gehe nicht dorthin und ich habe ihn auch noch nicht besucht, aber ich weiß, wo es ist. Und sobald dein Vater seine Erlaubnis gibt – und das wird er –, nehme ich dich einen Großteil des Weges mit.

»Dankeschön.« Jonah umarmte seinen Onkel und dann standen sie beide da und beobachteten, wie die Welt sich unter ihnen bewegte. Als die Sonne unterging, gingen sie zurück nach Hause.

In dem kleinen, aber makellos sauberen Haus saß seine Mutter in ihrem Stuhl und nähte. Dem Aussehen nach zu urteilen, war es ein Kleid für eine seiner Schwestern. Sein Vater hingegen saß in seinem Stuhl und las in etwas, das augenscheinlich die Bibel war. »Hast du die Pferde für die Nacht versorgt?«, fragte er ohne aufzusehen.

»Ja, Papa. Sie schienen besonders müde zu sein, also habe ich ihnen zusätzliches Getreide gegeben. Ich will noch nachschauen, ob sie auch genug Wasser haben, aber das mache ich, bevor ich ins Bett gehe.«

Ein leises Gurren, das hinter dem Buch hervordrang, war die einzige Antwort, die er bekam. Ein kurzes Klopfen an der Tür ertönte, bevor sie aufgeschoben wurde und Jonahs Onkel eintrat. Sofort sprang seine Mutter auf, um ihm etwas zu trinken zu holen.

»Esther, das ist doch nicht nötig«, sagte sein Onkel wie jedes Mal und sie reichte ihm ein kühles Getränk – wie jedes Mal. Alles andere wäre unhöflich gewesen, für sie beide. Nachdem das erledigt war, setzte sich seine Mutter zurück in ihren Stuhl und ließ die Männer reden, während sie vorgab nicht zuzuhören.

Jonah wusste nicht, was er mit sich anfangen sollte, also nahm er sich einen der kleinen Hocker und setzte sich in eine weit entfernte Ecke, wo er hoffentlich außer Sichtweite war. Seine Schwester Ruth lag bereits im Bett, genau wie die anderen Kinder. Da Jonah das älteste Kind war, das noch zu Hause lebte, blieb er länger auf, weil er sicherzustellen hatte, dass die Farm für die Nacht vorbereitet war.

Sein Onkel räusperte sich und sein Vater nahm das Buch herunter und legte es vorsichtig auf dem Tisch ab. »Was liegt dir auf dem Herzen, Zebediah?«

»Ich möchte mit dir über Jonah reden. Er ist jetzt fast neunzehn Sommer alt und es ist an der Zeit, dass er Entscheidungen über sein Leben trifft.«

Die Augen seines Vaters wurden schmal und Jonah wandte in dem Versuch, sich unsichtbar zu machen, den Blick ab. »Jonah weiß, was er tun will.«

»Joseph.« Sein Onkel stellte das Glas beiseite. »Es ist an der Zeit, dass er die Welt auf eigene Faust erkundet. Das weißt du.«

»Jeremiah musste das nicht und sieh ihn dir an. Er ist glücklich mit seiner Frau und mein erster Enkel ist unterwegs.« Sein Vater nahm das Buch wieder zur Hand und schlug es auf, als hätte er seinen Teil beigetragen und die Unterhaltung nun beendet.

»Jonah ist nicht Jeremiah und er verdient die Möglichkeit, sich die Welt anzusehen, wenn er das wünscht«, fuhr sein Onkel drängelnd fort, doch Jonah kannte das Ergebnis. Er stand auf, verließ auf leisen Sohlen das Haus und überquerte den kleinen Hof zum Stall.

Als er die Tür aufzog, erreichte der Geruch nach Heu und Tieren augenblicklich seine Nase. Er schloss hinter sich die Tür und ging auf die erste Stallbox zu, als ein großer Kopf aus der Öffnung lugte und die Nase an seinem Hemd rieb.

»Ich weiß, mein Junge. Ich weiß.« Er streichelte über den langen Nasenrücken. »Papa wird niemals seine Erlaubnis geben und ich werde für immer hierbleiben.« Nachdem er dem Pferd ein letztes Mal auf den Hals geklopft hatte, machte er sich an seine abschließenden Aufgaben für den Tag. Sein Vater würde ihm das Fell über die Ohren ziehen, wenn er ihn dabei erwischte, wie er die Tiere *verhättschelte*. Sie waren *Arbeitstiere*, keine *Haustiere*.

Aber wenigstens hörten *sie* ihm zu. Er schnappte sich den Eimer aus der Ecke, kehrte nach draußen in die Dunkelheit zurück und lief schnurstracks zur Wasserpumpe. Indem er den Griff gleichmäßig hochzog und niederdrückte, füllte er den Eimer und trug ihn zurück in die Scheune, wo er das Wasser in die Tröge schüttete, ehe er den Vorgang wiederholte.

Nachdem er den letzten Eimer Wasser geleert hatte, stellte er ihn zurück an seinen Platz, bevor er die Scheune verließ und die Tür fest hinter sich verschloss. Die Nacht war klar und Sterne übersäten den Himmel. Jonah setzte sich auf den Querbalken einer der Zäune und schaute nach oben.

Er konnte nicht anders, als sich zu fragen, wie das Leben außerhalb der Farm und der Gemeinschaft der Amish wohl war. Waren die Englischen wirklich so selbstüchtig und kalt, wie sein Papa sagte, oder waren sie genau wie sie? Eli musste es gefallen, weil er weggegangen war und nur für kurze Besuche zurückkehrte. Jonah musste zugeben, dass Eli, der schnell lächelte und gut zuhören konnte, wirklich glücklich zu sein schien. Nicht, dass das einen Unterschied machen würde. Sein Vater würde es nicht erlauben und er wusste, dass er sich nie gegen ihn auflehnen könnte. Während er so in der Stille dasaß und die Sterne beobachtete, seufzte er leise vor sich hin.

Ein Lichtschimmer am Boden erregte seine Aufmerksamkeit und Jonah sah nach unten. Die Tür vom Haus stand offen und sein Onkel stand auf der Schwelle. Wahrscheinlich verabschiedete er sich. Die Tür wurde wieder geschlossen und Jonah ließ sich von der Dunkelheit einhüllen, während er auf die Hufschläge des Pferdes seines Onkels lauschte, als es den Pfad zur Straße hinuntertrottete.

Er gähnte und da ihm klar war, dass die Morgendämmerung früh kommen würde, kehrte er zurück ins Haus. Ein einzelnes Licht brannte auf dem Tisch. Seine Mama und sein Papa waren schon im Bett. Er nahm die Lampe mit auf den Dachboden hoch, zog sich ein Nachthemd an und machte sich bettfertig. Nachdem er unter die selbst gemachte Decke geschlüpft war, löschte er das Licht und horchte auf die Grillen, die Tiere und die anderen Geräusche der Nacht, bis er eingeschlafen war.

Wie immer wachte Jonah beim Einsetzen der Morgendämmerung auf. Er schlug die Decke zurück, zog sich an und kletterte die Stufen hinunter. Wie jeden Tag war er der Erste, der auf war. Nachdem er einen Schluck Wasser getrunken hatte, begann er mit seinen täglichen Aufgaben. Als er die Tür hinter sich zugezogen hatte, wandte er sich der Scheune zu und entdeckte die Kutsche seines Vaters mit vorgespanntem Pferd davor. Sowohl sein Onkel als auch sein Vater standen daneben und unterhielten sich miteinander.

»Wird auch Zeit, dass du aufstehst, Junge«, sagte sein Vater ohne Belustigung. Jonah trat auf sie zu, während er von einem Mann zum anderen schaute. »Willst du das wirklich tun?«, fragte sein Vater schroff.

Jonahs Blick wanderte zu seinem Onkel, der beinahe unmerklich nickte. Sein Gesichtsausdruck war ernst, allerdings mit einem definitiven Zwinkern in den Augen. »Soll ich ihn mitnehmen, Joseph?«

»Nein. Das ist meine Pflicht. Unser Vater hat das für mich getan und ich werde es für ihn tun, wenn es das ist, was er will.« Sein Tonfall besagte eindeutig, dass er deshalb nicht mit sich reden lassen würde, und er kletterte auf die Kutsche. »Hol deinen Mantel und Hut, dann fahren wir.«

»Wohin bringst du ihn?«

»Weiß ich nicht. Das lasse ich den lieben Gott entscheiden.«

Als Jonah das hörte und sich bewusst wurde, dass das hier gerade wirklich passierte, raste er zurück ins Haus und schnappte sich seinen Mantel und den Hut. Seine Mama war auf und arbeitete am Herd.

Jonah gab ihr einen Kuss und sie umarmte ihn und verabschiedete sich leise. Die meisten seiner Schwestern waren ebenfalls auf den Beinen und verabschiedeten sich. Sie folgten Jonah nach draußen und versammelten sich an der Eingangstür, als er auf die Kutsche zuging.

Sein Onkel umarmte ihn und flüsterte ihm etwas ins Ohr, das er über das Rauschen in seinen Ohren hinweg nicht verstehen konnte. Nachdem er die Umarmung erwidert hatte, kletterte er auf die Kutsche und setzte sich neben seinen Vater auf die Bank. Mit einem leichten Schwung der Zügel setzten sie sich in Bewegung.

Eine gefühlte Ewigkeit rumpelten sie in beinahe absoluter Stille dahin. »Wohin fahren wir, Papa?« Er kratzte all seinen Mut zusammen, um diese Frage zu stellen.

»Nirgendwo Bestimmtes.« Er zog die Zügel zurück und die Kutsche stoppte. »Hier ist es.« Sein Vater bedeutete ihm, von der Kutsche zu steigen.

»Hier ist was, Papa?« Jonah sah sich zwischen den grünen Feldern um. Abgesehen davon gab es hier nichts. »Wir sind hier mitten im Nirgendwo.«

»Richtig. Genau wie Jesus in der Wüste wirst du deine Reise unter den Englischen alleine beginnen.« Er griff in seine Tasche, zog ein paar Scheine heraus und drückte sie Jonah in die Hand. »Ich hoffe, du findest, wonach du suchst, und kommst zu uns zurück.« Ohne ein weiteres Wort schnalzte er die Zügel. Jonah schaute ihm dabei zu, wie er die Kutsche wendete und den Weg zurückfuhr, den sie gekommen waren.

Jonah sah der sich entfernenden Kutsche hinterher, wie sie kleiner und kleiner wurde. Fast wäre er ihr hinterhergerannt und hätte seinem Vater gesagt, dass er einen Fehler gemacht hatte, aber das hier war, was er wollte, wofür sein Onkel für ihn gekämpft hatte, und er wusste, dass er es seinem Onkel zu verdanken hatte. Während er sich umschaute, versuchte er, herauszufinden, wo er langgehen sollte. Er hatte darauf gehofft, seinen Bruder Eli zu finden, aber er hatte keine Ahnung, welchen Weg er nehmen musste oder wo er lebte. Auf gut Glück lief er los und schob seine Hände in die Taschen seines Mantels.

Als er die Hand wieder herauszog, hielt er ein kleines Stück Papier zwischen den Fingern. Er faltete es auseinander und erkannte die Handschrift seines Onkels. Zwei Dinge standen auf den Linien auf dem Papier: *Sugar Grove* und *Stiles*. Irgendwie hatte sein Onkel den Zettel in seine Tasche geschmuggelt. Er hoffte, dass Eli dort lebte, aber er konnte nicht sicher sein. Keiner der Straßennamen hörte sich vertraut an. Er setzte seinen Weg fort, bis er ein Haus erreichte. Er ging auf die Eingangstür zu, klopfte vorsichtig und wartete.

»Kann ich Ihnen helfen?«, sagte eine ältere Frau, nachdem sie die Tür geöffnet hatte.

Jonah streckte ihr den Zettel entgegen. »Sind das Straßennamen?« Sie beugte sich vor und las. »Ja, aber die befinden sich nördlich der Stadt.« Sie blinzelte und schaute dann über seine Schulter. »Sind Sie zu Fuß unterwegs?«

»Ja, Ma'am.«

»Dann haben Sie noch eine ganz schöne Strecke vor sich.« Sie klang besorgt. »Halten Sie sich westlich, bis sie auf die Hauptstraße stoßen, und dann gehen Sie nach Norden durch Scottville durch. Nach knapp fünf Kilometern erreichen Sie die Sugar Grove Road. Gehen Sie nach Westen und nach ungefähr drei Kilometern kommen Sie zur Stiles Road.«

»Danke sehr, Ma'am.« Jonah tippte sich an den Hut und wandte sich wieder der Straße zu.

»Warten Sie kurz, junger Mann«, rief die Frau, dann fiel die Fliegengittertür zu. Da er unsicher war, was er tun sollte, wartete er. Dann öffnete sich die Tür erneut und sie eilte heraus, drückte ihm eine riesige Flasche Wasser in die Hand und etwas, das in eine Serviette eingewickelt war.

»Dankeschön.« Er steckte die Serviette in seine Tasche und winkte, bevor er sich der Straße zuwandte.

»Gern geschehen«, sagte sie, als sie zurückwinkte und wieder im Haus verschwand. Die Tür fiel hinter ihr ins Schloss.

»Siehst du, Papa«, sagte er zu sich selbst, »der erste Mensch, der mir begegnet ist, war sehr nett.« Er öffnete die Flasche, trank einen Schluck und drehte sie dann wieder zu, während er in die Richtung ging, die sie ihm als die Hauptstraße beschrieben hatte.

Die Sonne brannte auf die Erde, als der Morgen voranschritt. Dem Stand der Sonne nach zu urteilen, war er bereits zwei Stunden unterwegs, als er sich allmählich Scottville näherte. Er überquerte den Fluss über die Brücke und ging weiter die Straße entlang, bis ein Bürgersteig auftauchte. Die Serviette, die die Frau ihm gegeben hatte, hatte ein paar Kekse beinhaltet, die er schon gegessen hatte. Eine Weile hatten sie den Hunger ferngehalten, aber da er die ganze Zeit marschierte, war das nicht wirklich hilfreich gewesen. Er war daran gewöhnt zu essen – und zwar eine Menge. Als er das Stadtzentrum erreichte, fragte er sich, ob er irgendwie ein Telefon benutzen könnte, um Eli anzurufen, aber er hatte seine Nummer nicht und war nicht sicher, wie er sie herausfinden konnte. Er beschloss, einfach jemanden zu fragen, und schaute sich um.

»Hey, pass doch auf!«

Jonah sprang zur Seite, als ein paar Kinder, die auf Brettern mit Rollen standen, vorbeiflogen und ihn beinahe umgerissen hätten, bevor sie ihn angebrüllt hatten. Flach drückte er sich an eins der Schaufenster und schaute die Straße rauf und runter, um nachzugucken, ob da noch mehr von diesen Dingen im Anflug waren. Waren sie nicht und er ging weiter.

Wenn die Frau recht hatte, dann hatte er noch zwei oder drei weitere Stunden Fußmarsch vor sich – und er war noch nicht einmal sicher, ob er dann da war, wo Eli lebte. Vielleicht sollte er wirklich jemanden fragen. Aber wen? Jeder sah seltsam aus und zum ersten Mal in seinem Leben kannte er keine Menschenseele in seiner Umgebung. In der Gemeinschaft kannte er jeden. Hier in der Stadt hingegen niemanden und um die ganze Angelegenheit noch schlimmer zu machen, blieben die Leute stehen und starrten ihn an. Manchmal deuteten sie sogar unhöflich in seine Richtung, was sein Unbehagen noch vergrößerte.

Als er sich umsah, entdeckte er ein Restaurantschild und trat durch die Tür. Im Inneren merkte er, dass es hauptsächlich eine Bar war, die auch Essen zu servieren schien. Jonahs Unbehagen, das schon auf der Straße ziemlich groß gewesen war, schoss nun durch die Decke. Das hier war eine Bar, ein Ort, in den er nie zuvor einen Fuß gesetzt hatte. Seit er ein Kind gewesen war, hatte er gehört, wie der Pfarrer den Schaden, den der Dämon Alkohol anrichten konnte, verurteilt hatte. Und jetzt befand er sich sozusagen in der Höhle des Teufels. Sein erster Instinkt war, die Bar zu verlassen, aber es waren viele Leute anwesend und hinter der Theke stand ein Mann. Er wappnete sich und trat auf ihn zu.

»Was kann ich Ihnen bringen?«, sagte der Barkeeper mit einem Feixen, ehe er in lautes Gelächter ausbrach, das sich im ganzen Raum zu verteilen schien. Jonah sah auf den Boden hinunter, als er spürte, wie seine Augen feucht wurden. Fast wäre er umgedreht und zur Tür gerannt, doch er hielt sich davon ab. Er würde nie irgendetwas herausfinden, wenn er nicht jemanden fand, den er fragen konnte.

»Ich versuche, jemanden zu finden, Sir«, sagte er leise. Der Mann hörte auf zu lachen, beugte sich über den Tresen und hörte zu. »Sein Name ist Elijah Henninger.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Sorry, aber ich kenn niemanden, der so heißt.«

Jonah murmelte ein Dankeschön und drehte sich zur Tür um, unfähig, so schnell wie möglich hier herauszukommen. Er konnte kaum atmen und brauchte frische Luft. Als er die Tür erreicht hatte, legte sich eine Hand auf seine Schulter.

»Ich vermute, du meinst Eli?«, fragte eine sanfte Stimme leise.

»So nennen wir ihn.« Jonah drehte sich um. Vor ihm stand ein junger Mann mit verblassenden Narben auf einem lächelnden Gesicht.

»Ich glaube, ich weiß, nach wem du suchst.« Der Mann bedeutete ihm, mit zu einem Tisch zu kommen, an dem ein anderer Mann wartete. »Ist er dein Bruder?«

»Ja, Sir.« Jonah folgte dem Mann zu dem Tisch und setzte sich behutsam auf einen leeren Stuhl. »Woher wissen Sie das?«

»Du siehst aus wie er.« Der Mann lächelte erneut. »Ich bin Joey und das ist Robbie. Wir arbeiten auf Elis Farm. Wir sind gerade mit dem Mittagessen fertig, dann fahren wir zurück. Wir können dich gerne mitnehmen.«

»Danke. Ich bin Jonah.« Er griff in seine Tasche und zog den Papierzettel hervor. »Lebt er hier?« Er hielt Robbie den Zettel entgegen, doch der Mann schaute nur ausdruckslos geradeaus.

Joey griff nach dem Stück Papier und nahm ihn ihm aus der Hand. »Robbie kann nicht sehen«, erklärte er, als er den Zettel auseinanderfaltete und las. »Ja, die Farm befindet sich an der Ecke dazwischen. Warst du zu Fuß unterwegs?« Langsam nickte Jonah. »Weil es ein ziemliches Stück von hier weg ist«, fügte Joey hinzu, als sie ihr Mittagessen beendeten. »Willst du vielleicht was essen?«

Er hatte definitiv Hunger, schüttelte aber trotzdem verneinend den Kopf. Er hatte keine Ahnung, woher er wissen sollte, was er bestellen könnte. Einmal war er schon ausgelacht worden und er wollte nicht, dass das noch mal passierte. Aber Joey musste ihn durchschaut haben, weil er die Kellnerin an den Tisch winkte und etwas zu essen und ein Glas Milch bestellte.

»Ich weiß, was Eli gerne isst, also vermute ich, dass du es auch mögen wirst.« Joey zwinkerte ihm zu und widmete sich wieder seinem Mittagessen. Ein paar Minuten später stellte die Frau einen Teller vor ihm ab. Er hatte keine Ahnung, was es war, aber es roch gut. Er nahm Messer und Gabel zur Hand, schnitt sich ein Stück ab und probierte.

»Das ist Hühnchen«, erklärte Joey.

Es schmeckte ganz und gar nicht wie irgendein Hühnchen, das er je zuvor gegessen hatte. Lange Streifen mit knusprigem Zeug außen herum, aber es war gut. Er schnitt sich ein weiteres Stück ab und aß nun schneller, da er bereits probiert hatte und sein Hunger die Oberhand gewann.

Joey und Robbie sprachen leise miteinander, während er sein Essen beendete. Zwischen den Bissen beobachtete Jonah, wie die beiden Männer dicht nebeneinander saßen und wie Joey Robbie

als Teil ihrer Unterhaltung berührte. Sobald sie fertig waren, gab Joey der Frau etwas Geld. Er kramte in seiner Tasche herum, doch Joey hielt ihn auf.

»Heute bin ich dran.« Da er niemandem etwas schuldig sein wollte, schob Jonah das Geld in Joeys Richtung. »Dein Bruder hat genug für Robbie und mich getan. Steck dein Geld wieder ein.«

Jonah wusste nicht ganz, wie er darauf reagieren sollte, also bedankte er sich nur. Dann nahm Joey Robbies Arm und führte ihn durch die Tür nach draußen ins helle Sonnenlicht.

Für Jonah sah es so aus, als wären da überall Menschen, die auf dem Bürgersteig liefen und in den Geschäften ein- und ausgingen. Er sah die Kinder auf den Brettern mit Rollen und drückte sich flach ans Gebäude, um ihnen auszuweichen.

»Verschwindet vom Bürgersteig«, schimpfte Robbie barsch und Jonah schaute zu, wie sie von den Brettern stiegen, sie aufhoben und weggingen.

Joey wandte sich ihm zu. »Sie dürfen nicht mit den Skateboards auf dem Bürgersteig fahren. Das letzte Mal, als wir in der Stadt waren, haben dieselben Kinder Robbie umgefahren.« Sein Tonfall hätte vielleicht locker geklungen, aber in Joeys Augen brannte ein Feuer, das ihm verriet, dass Joey wegen Robbie sehr besitzergreifend war. »Der Truck steht gleich da drüben.« Joey und Robbie steuerten ein strahlend rotes Fahrzeug an und Jonah fuhr zusammen, als es ihn anpiepste. »Entschuldige, ich hab nur die Türen entriegelt.« Er streckte ihm seine Hand entgegen und zeigte ihm ein schwarzes, quadratisches... Ding mit farbigen Knöpfen.

»Das ist wie Zauberei.«

»Nein, nur ferngesteuert.«

Damit konnte Jonah nichts anfangen, aber er nickte nur, als hätte er verstanden. Er öffnete die Tür und wartete, bis sowohl Robbie als auch Joey im Inneren waren, ehe er sich auf den Sitz gleiten ließ, die Tür schloss und seinen Hut und seinen Mantel auf seinem Schoß platzierte.

»Bist du schon mal Auto gefahren?«

»Einmal, vor langer Zeit. Papa ist sehr wütend geworden, als er es herausgefunden hat.« Jonah beobachtete, wie Joey einen Gurt über seine Schulter legte, und drehte sich um, um einen auf seiner Seite zu finden. Er zog ihn ebenfalls heraus und platzierte das Metallende in einer Halterung, bis es klickte. »Wie komme ich wieder raus?«

Robbie tastete zwischen sie. »Der Knopf, genau hier« – Robbies Finger glitten über etwas Rotes – »du musst ihn nur drücken und dann löst sich der Gurt. Aber du musst ihn umbehalten, bis wir die Farm erreichen.«

Joey startete den Truck und Jonah machte einen kleinen Satz, als sie rückwärts setzten, und umklammerte seinen Sitz. Er schaute aus dem Fenster und lächelte, als das Auto wendete und sich vorwärts bewegte, sodass er in den Sitz gedrückt wurde. Ein paar Mal hielten sie und fuhren dann wieder weiter, bis die Stadt hinter ihnen zurückblieb. Sie wurden schneller und schneller. Jonah war nicht sicher, ob er verängstigt oder begeistert sein sollte.

Der Truck erklimm eine Steigung und Jonah dachte, sie würden direkt in die Luft steigen. Sein Körper und sein Kopf fühlten sich leicht an. In seinem ganzen Leben hatte er sich noch nie so schnell vorwärtsbewegt. Die Dinge seitlich der Straße verschwommen vor seinen Augen, Farmhäuser zogen in einem Blinzeln an ihm vorbei. Joey und Robbie unterhielten sich, doch Jonah hörte nichts davon; die Autofahrt faszinierte ihn zu sehr. Dann wurde der Truck langsamer und bog in den Hof der größten Farm ein, die er je gesehen hatte.

Der Truck stoppte neben dem Haus und wurde still. Joey öffnete seine Tür und Jonah drückte auf den Knopf, wie Robbie es ihm gezeigt hatte, und der Gurt verschwand von seinem Schoß. Er öffnete die Tür und trat auf den Kies hinaus, als die Hintertür geöffnet wurde und Eli aus dem Haus kam.

»Ich dachte, ihr wärt Geoff. Er hat vor einer Weile angerufen und gesagt, er würde bald... nach Hause kommen.« Jonah spürte Elis Blick auf sich. »Jonah?«, fragte Eli, ehe er breit lächelte. Sein Bruder trat vor und zog ihn in eine Umarmung. »Was machst du denn hier?«

»Onkel Zebediah hat Papa davon überzeugt, mich mein Jahr außerhalb der Gemeinschaft verbringen zu lassen. Ich hatte gehofft, du würdest mir dabei helfen.«

»Natürlich«, sagte Eli, doch sein Lächeln verblasste etwas und sein Körper verspannte sich nervös.

Jonah vermutete, dass entweder etwas nicht stimmte oder sein Besuch ungelegen kam. »Wenn du mich nicht hier haben willst, sag es einfach, dann gehe ich.« Er setzte sich seinen Hut auf, löste sich von seinem Bruder und versuchte, sich darüber klar zu werden, wohin er sonst gehen konnte.

»Natürlich bist du hier willkommen.« Elis Augen flackerten zu Joey und Robbie hinüber, ehe er ihn wieder ansah. Sein Körper war unglaublich angespannt. Hier ging definitiv irgendetwas vor sich, das nicht ganz seine Richtigkeit hatte. »Lass uns reingehen, dann können wir reden.« Eli deutete auf die Tür und Jonah folgte ihm. Er warf einen schnellen Blick über die Schulter und sah, wie Joey und Robbie langsam in Richtung der Scheune gingen. Dann stieg er die Stufen hoch und betrat das Haus.

Eli ging in die Küche, die beinahe so groß war wie die Haupträume ihres kompletten Hauses zusammen. Eine kleine schwarze Frau mit einer Schürze um die Taille stand am Herd und drehte sich zu ihnen um. »Wer ist das, Mr. Eli, als ob ich's nich' sehen könnt? Sie müssen einer seiner Brüder sein.«

»Adelle, das ist mein Bruder Jonah.«

»Du hast Bedienstete?«, fragte Jonah, während ihm der Mund offen stand.

»Jonah!«, rügte Eli und klang dabei fast genau wie ihr Vater, so dass Jonah den Blick auf den Boden richtete. »Adelle ist unsere Haushälterin und Köchin. Außerdem ist sie Teil der Familie und kümmert sich um uns alle. Behandle sie mit demselben Respekt, den du Mama entgegenbringst.«

Jonah zog seinen Hut vom Kopf und hielt ihn sich vor die Brust. »Es tut mir Leid, Ma'am.« Er erlaubte sich, den Blick anzuheben.

Er hatte niemanden verletzen wollen. Er fand gerade heraus, dass die Dinge hier so anders waren als alles, woran er gewöhnt war. Wenn er auf dem Felsvorsprung gestanden und sich die Welt da draußen angesehen hatte, hatte er gedacht, die Dinge, die er dort sehen konnte, wären alles gewesen, was es da zu sehen gab. In weniger als einem Tag hatte er herausgefunden, wie anders die Dinge in der englischen Welt waren.

»Jonah.« Die Stimme seines Bruders hatte ihre Schärfe verloren und klang viel sanfter. »Setz dich. Wir müssen reden.« Er zog einen Stuhl hervor, setzte sich an den Tisch und schaute seinen Bruder an. »Ich bin nicht sauer auf dich, Jonah, und Adelle ist es auch nicht. Aber du musst verstehen, dass die Dinge hier ganz anders sind als in der Gemeinschaft. Und dabei geht es nicht nur um Autos, Elektrizität und Telefone. Die Menschen hier leben ganz anders und sie glauben an andere Dinge.« Eli holte tief Luft und schluckte hart. »Ich glaube an andere Dinge.« Jonah hörte draußen ein Knirschen, das klang, als wäre eben ein Truck vorgefahren. Eli schaute aus dem Fenster, wandte sich ihm dann wieder zu und sagte: »Wir müssen dringend reden.« Jetzt sprach er schneller. Die Dynamik in seiner Stimme wurde stärker. »Denk einfach daran, dem Ganzen gegenüber offen zu sein.«

Die Hintertür wurde geöffnet. Zwei Männer traten ein, einer stützte sich auf den anderen. Der große Mann, der dem anderen half, strahlte und Eli stand auf. Der große Mann half dem anderen dabei, sich gegen den Türrahmen zu lehnen, bevor er auf Eli zuing und ihn in eine Umarmung zog. »Ich hab dich vermisst, Tiger.«

Jonah keuchte, als der Mann seine Lippen auf Elis presste und seinen Bruder hart und lange küsste. Und... Eli wehrte sich nicht dagegen. Er küsste ihn zurück, während die Hände des Mannes durch Elis Haare fuhren.

»Sodomiten!« Er stand auf und hätte den Stuhl dabei beinahe umgerissen. »Ihr seid Sodomiten!«

Lesen Sie weiter in...

Liebe kennt keine Angst

Roman von Andrew Grey

August 2015

www.cursed-verlag.de